

Jussuf Idris Der Fremde

Stell dir vor, es gab eine Zeit in meinem Leben, da bestand mein einziger Traum darin, einen Menschen zu töten, irgendeinen Menschen. Einfach töten wollte ich, ohne Grund, nur aus dem Wunsch heraus zu töten, einfach um des Tötens willen. Zerbrich dir nicht den Kopf und versuch nicht, in deiner Medizin oder in all den neuen Psychowissenschaften eine Erklärung für diesen Wunsch zu finden. Ich war weder krank noch pervers. Es gab auch keinen familiären Tragödien, unter denen ich litt. Ich war ein völlig normaler Schuljunge von gerade einmal vierzehn Jahren, und habe diesen Wunsch für ganz natürlich gehalten, nicht für etwas Abnormes oder Unmoralisches, nein, für etwas, das nicht nur bei mir auftrat, sondern ganz sicher bei allen Menschen zu finden war. Sicher hat dieser Wunsch jeden irgendwann einmal heimgesucht, zumal in dem Augenblick, da er seine Füße auf die Schwelle der Männlichkeit setzte, dieser Wunsch, etwas Aussergewöhnliches zu tun, um sich das Gefühl zu verschaffen, ein Mann geworden zu sein. Manche verlassen beispielsweise ihr Elternhaus, um Arbeit zu suchen und eigenes Geld zu verdienen, wie es die erwachsenen Männer und eben auch ihre Väter tun. Andere fangen an, abends lange wegzubleiben, und haben dann, wenn sie spät heimkommen, Auseinandersetzungen mit ihren Eltern, in deren Verlauf sie diesen lautstark erklären: „Ich bin frei und kann aufbleiben, solange es mir passt Ich bin erwachsen!“ Noch andere schnappen sich das Gewehr ihres Vaters und ballern damit herum, und wenn ihre Väter dagegen Einwände erheben, drohen sie, sich selbst umzubringen oder jeden, der sich ihnen in den Weg stellt – also auch den Vater. Nochmals andere träumen davon, einen Revolver zu besitzen ...

Hinter all diesen Wünschen steht natürlich die Absicht, sich selbst, und zwar auf die gröbere Art, als Mann zu bestätigen,. Der Unterschied zwischen mir und meinen Altersgenossen bestand darin, dass mein Wunsch etwas exzentrisch war. Ich wollte in die Welt der Männer eintreten, indem ich einen davon umbrachte. Eigentlich war das ein geheimer Wunsch, den ich nicht einmal mir selbst gegenüber einzugestehen wagte. Doch ich spürte ihn und es drängte mich, ihn in die Tat umzusetzen, sozusagen hinter meinem und seinem eigenen Rücken. Da war nämlich die Angst, ich könnte es nicht bei einem einzigen Mann bewenden lassen, sondern würde auf dem einmal eingeschlagenen Weg weitergetrieben. Doch beruhigte ich mich immer wieder, indem ich mir sagte, soweit würde es nie kommen.

Zur Bekräftigung führte ich mir vor Augen, was ich als kleiner Junge alles mit Katzen angestellt hatte. Damals hatte ich grosse Angst vor Katzen, vor ihren langen Schnurrhaaren,

vor ihrem Fauchen und vor ihren grässlichen Krallen. Ich hatte dem Tag entgegengefiebert, an dem ich alt genug wäre, ihnen meinerseits Angst einzujagen und mich für all die Angst zu rächen, die sie mir eingejagt hatten. Älterwerden verband sich bei mir mit der Fähigkeit, Katzen Angst einzujagen, und selbst die Angst vor ihnen zu verlieren. Deshalb verfolgte ich sie unablässig, mit dem Ziel, sie in die Enge zu treiben, ihnen Entsetzen einzuflößen und es selbst voll auszukosten zu können, sie in Angst und Schrecken zu sehen. Wie viele Katzen ich verfolgt habe! Wie oft ich Türen und Fenster geschlossen habe, um sie an der Flucht zu hindern! Doch immer wieder misslang es mit, die in die Enge zu treiben, und am Ende suchten sie das Weite. Ein einziges Mal gelang es mir, eine Katze in einem unserer Zimmer einzuschliessen. Es war die Katze unserer Nachbarn, die wir sowieso nicht leiden konnten. An jenem Tag beschloss ich, sie nicht bloss zu terrorisieren und mich an ihrem entsetzten Anblick zu weiden. Nein, ich wollte sie töten!

Ich rannte hinter ihr her bis in die Speisekammer, deren Fenster und Luken fest verschlossen waren. Ich folgte ihr, bewaffnet mit einer Eisenstange, wie man sie an alten Fenstergittern sieht. Ich schloss die Tür und genoss in vollen Zügen die ausweglose Situation, in der sich die Katze befand. Sie sprang vom Boden an die Decke, von der Decke auf den Boden und suchte angstvoll einen Ausgang. Dabei zeterte und fauchte sie unablässig. Alles an ihr hatte sich erhoben, zitternd und bebend, während die Tür hinter mir fest verschlossen war und ich mit langsamen Schritten auf sie zu ging, den Eisenstab erhoben, bereit, ihr damit einen einzigen, den tödlichen Schlag zu verpassen.

Langsam ging ich näher, das tödliche Entsetzen geniessend, das von ihr Besitz ergriffen hatte, und mir all die Angst vergegenwärtigend, die ich als kleiner Junge durchgemacht hatte. Ich war glücklich darüber, dass ich inzwischen älter geworden war, und erfreut über die gewaltige Rache, die zu nehmen sich jetzt Gelegenheit bot. Plötzlich blieb ich stehen. Die Katze hatte nach all dem, was vorausging, begriffen, dass es für sie keinen Ausweg aus diesem Raum gab, dass ihr letztes Stündlein geschlagen hatte. Natürlich weiss ich nicht, ob sie das wirklich begriffen hatte, aber ich erinnere mich noch ganz genau an ihren letzten Schrei und an die finstere Ecke, in die ich sie abgedrängt hatte, auch daran, dass sie aufhörte, schrill und entsetzt zu kreischen, sich umdrehte und mir zum erstenmal seit Beginn der Verfolgung gegenüber stand. Sie stand da und begann, mit ihren Krallen auf dem Boden zu kratzen. Dann kam sie auf mich zu. Und ich, ich ... Gott erbarme sich meiner ... ich schaute sie an, blickte ihr direkt in die Augen. Solange ich lebe, werde ich nie jenes Entsetzen vergessen, jenes abgrundtiefe Entsetzen. Sie starrte mich an, die Augen bis zum Letzten aufgerissen, die Zähne vollständig entblösst. So kam sie näher, ein solches Entsetzen in im Ausdruck, dass ich überzeugt war, sie

werde mich anspringen und ihre Zähne, Klauen und Schnurrhaare, sie werde all das in mein Gesicht graben, werde mein Fleisch zerfetzen, mir die Augen auskratzen und meine Kehle verschlingen.

Der Blick auf diese Katze in ihrer verzweifelten Todesangst liess mich wie angenagelt auf der Stelle erstarren. Ihr wahnsinniges Entsetzen weichte meine Gelenke auf. Ich weiss nicht wie, aber im letzten Augenblick rettete ich mich. Fluchtartig verliess ich die Speisekammer, angstvoll und bebend und ohne mich umzuschauen. Ich suchte meine Mutter, warf mich zitternd in ihre Arme und verbarg mein Gesicht und meine Augen an ihrer Brust mit dem einzigen Wunsch, mich ganz in sie verkriechen zu können.

Vielleicht hatte mein exzentrischer Wunsch, meine Männlichkeit durch den Mord an einem Mann zu bestätigen, seinen Hintergrund in dem krampfhaften Drang, mir zu bestätigen, dass ich meine Kindheit hinter mir gelassen hatte und erwachsen geworden war, dass ich mich von einem, dem Katzen Angst einjagten, in einen verwandelt hatte, der Katzen Angst einjagte, was ich übrigens nach dem Vorfall mit der entsetzten Katze in der Speisekammer gänzlich aufgab. Hätte ich jedoch gewusst, dass mein zweiter Wunsch, meine Männlichkeit zu beweisen, mich in eine noch entsetzlichere und noch abscheulichere Situation bringen würde, hätte ich wohl ein wenig gezögert mit dem leichtfertigen Entschluss und die Absicht bei mir behalten, statt rasch auf ihre Umsetzung hinzuwirken.

Warum es gerade ein Mord sein musste? Man könnte es als Fortsetzung meiner Neigung als kleiner Junge erklären. Doch eigentlich war es etwas anderes. Es war nicht das Töten an sich, das mich anzog. Es waren die Mörder, die mich faszinierten, jene Menschen, die wir in unserer Gegend als „Nachtgesellen“ bezeichneten, diejenigen, die über das Reich der Nacht herrschen und jeden töteten, der sich ihnen in den Weg stellte.

Als Heranwachsender bewunderte ich diese Nachtgesellen so sehr, dass ich mir in meinen Träumen, um ein richtiger Mann zu sein, nichts mehr wünschte, als einer von ihnen zu werden, bei deren Erwähnung es normale Sterblichen, zufrieden mit kärglichem Brot und bescheidenem Leben, schauderte. Männlichkeit war in meiner Vorstellung mit ungewöhnlichen Taten und ebenso ungewöhnlichen Männern verbunden. Männlichkeit war in meiner Vorstellung die Männlichkeit der Nachtgesellen. Ich wollte, wenn ich ein Mann würde, einer von denen werden, bei deren Erwähnung es sogar den Männern in unserem Dorf kalt den Rücken hinunter lief. Kurz, ich wollte ein Held werden, insofern Männlichkeit notwendig Heldentum war. Mein höchstes Ideal waren die Nachtgesellen. Deshalb verfolgte ich dauernd ihre Bewegungen und die kleinste Kleinigkeit, die ihnen passierte, genau wie die

jungen Burschen in jenen Tagen die Kinohelden verfolgten und auf Neuigkeiten von ihnen brannten. Mein ständiger Traum war es, ihre Bekanntschaft zu machen, einen von ihnen kennen zu lernen, der sich dann mit mir anfreundete, mich ins Metier der Nachtgesellen einführen würde und mich einen Mord begehen liesse. Dann wäre ich endlich ein Mann geworden.

Ich war, wie gesagt, ein magerer, bleicher Vierzehnjähriger mit braven Gesichtszügen. Nie in meinem Leben hatte ich gestritten, mich geschlagen oder jemanden beschimpft. Ja, mein Vater, meine Mutter und alle anderen Leute behaupteten, ich sei ein ordentlicher und anständiger Junge. Sie erfuhren nie, dass es in meiner Brust einen Vulkan gab, der ausbrechen wollte, und dass ich in meinem Kopf Träume hatte und eine seltsam rätselhafte Welt, die sich völlig von der blassen, muffigen unterschied, in der ich lebte, eine andere Welt, in der es Mut und Tüchtigkeit, Risiko und Kampf gab, eine Welt, die nur bei Nacht existieren konnte und in die nur eindrang und deren Teil nur wurde, wer ein Held war, ein Nachtgeselle.